

Die vier Worte des Demokraten von Anton Kuh

Die Demokraten wundern sich. Man wundert sich, daß sie sich wundern.

Sie sagen: „Oh unberechenbarer, ungetreuer Wähler, wie konntest Du mich im Stich lassen? Habe ich Dich nicht in all den Jahren vor den Maßlosigkeiten von rechts und links bewahrt? Hat mein Wille zum republikanischen Bestand, zum ruhigen Geist der Mitte, nicht vom Lauf der Dinge Recht bekommen? Und bin ich jetzt nicht länger als ein Jahr in braver Opposition gesessen? Wenn Du den Putschen glücklich entronnen bist, über Deinem Staatshaus die Fahne Schwarz-Rot-Gold flattern siehst, um Deine Währung keine Sorge haben muß — wessen Verdienst und Voraussicht ist das?“

Der Wähler kennt diese Gedankengänge, er ist auf sie abonniert; aber er kauft sie nicht mehr.

Er wählt nämlich, erstens und letztens, nur die Macht. Sei es die von heute oder die von morgen.

Er wählt nicht mehr: Haltung; Verwahrung; Einspruch; Resolution; Feststellung; kurz: die Gebärden brav gesinnter Ohnmacht.

Ich las irgendwann: „Die Demokraten sind in Thüringen das Zünglein an der Wage.“ Um mir jedes derbe Wortspiel über den angemessensten Nutzwert eines solchen Züngleins zu ersparen: wählt jemand ein Zünglein? Genügt es jemandem, das kleine Korrektiv zu sein, die Zunge auf der Schale der politischen Machtübung — unbekümmert um die Zufälle von Kompromiß und Ideentausch, die ihn nach links oder rechts werfen, zu den Regierenden oder Oppositionsmachern?

Die Macht hat nur, wer sie als Kampf- und Angriffspreis für etwas will. Aber nicht, wer sie nur für Verhütungen, Verteidigungen, Stabilisierungen gebrauchen kann.

Auch die demokratische Mitte könnte in diesem Sinn Macht haben. Es gibt Bürger genug im Land, die, ohne sich marxistisch zu verbiegen, frei sein wollen; denen Freiheit in allen Dingen, von der Liebe bis zur Kunst, noch so wichtig und leidenschaftswert erscheint wie den demokratischen Vorvätern vor achtzig Jahren; denen beim Anblick der Justiz das Blut kocht; denen alle Soldatenspielerlei zum Halse heraushängt; die die alten Gesetze hassen und deren Vollstrecker verabscheuen. Das wären Kampfimpulse für die Mitte! Würden sie verkündet, die Macht käme schon hinterdrein!

Aber der Demokrat wirbt anders. Seine Mitte ist ein Schutzdach, wo man von den Regengüssen, die rechts und links aus aufgeregten Himmeln stürzen, nicht naß wird. Ein nobles Verhandlungszimmer zwischen zwei Wirtsgärten. Und die Wände entlang prangen gleich den Namen erlauchter Patrone in einem der Kunst oder Wissenschaft geweihten Saal die Inschriften: „Takt“ — „Sachlichkeit“ — „Verantwortung“ — „Würde“.

Doch sei, eh' ich diese Worte prüfe, zunächst der Hausherr vorgestellt:

Hört man bloß seine Parteibezeichnung „Demokrat“ (sie gehört zu den phonetischen Pfauenrädern), so steigen aus dem kehlengewichtigen „kr“, aushallend ins feierliche „a“, bekannte Bilder und Laute: gewölbte Rednerbrüste, zum Schwur erhobene Hände, Brillengläser, die von Bildung blitzen, kopfwackelnde Tiraden. Kurz: die alte Th. Th. Heine-Zeichnung. Das ist ein Herr in mittlern Jahren, von fülliger Figur und mit Rosabäckchen, die auf Paul Heyse und Gottfried Keller als Leibautoren deuten; er schreitet im Gehrock und mit umflortem Hut, getreu Kürnbergers Verszeilen:

Ja, ja, ich seh' ein Leichenfest
Ein zweiter Souverän
Geht hinter seinem leeren Sarg
Mit Sterblichkeitsgestöhn'...

als Leidtragender hinter seinem eignen, leeren Sarg; den aber schmücken als letzte Angebinde die achtundvierziger Revolution, Fichtes Reden an die deutsche Nation und etwa noch eine Auswahl aus Voltaires Werken. Er trägt den Kopf nackenhoch, um die Welt, eingebettet zwischen dem a priori und a posteriori, zwischen Wellenberg und -tal sich buckelnd, um so besser als Bildungs-panorama zu überschauen. Er hat — immer vom Regale aus — Horizonte. Benützt den Namen „Goethe“ als Mundwasser. Trägt des letztgenannten Dichters Schlafrock gern als Staatskleid. Und bewahrt von morgens bis abends und von abends bis morgens unentwegt: Haltung.

Ja, wir kennen ihn. Aber wir kannten auch seinen bessern Ahnherrn: den Johannes Scherr-Deutschen. Der ließ sich auf die Festung schicken, trotzte seinen Richtern, schäumte über jedes sichtliche Unrecht. Doch, schon in Johannes Scherr selber sieht man den verhängnisvollen Bruch: nach Siebzig bleibt von seinen einstigen Gluten nur noch das Vokabular zurück. Was bis dahin Forderung war, wird Vorbehalt; was Mut war, Verwahrung; was Kampf war, Attitüde. Die Losung heißt nicht mehr: Fahne vor, in die Freiheit!, sondern: Gewehr bei Fuß, zum Geist! Das goldene Börseanerzeitalter hebt an, dessen Wiegensprüche von Heine und Börne stammen, dessen Grabspruch aber dem wienerischen Witz zu finden bestimmt war in dem Satz: „Besser ein kleiner Pogrom, als eine große Vermögensabgabe.“ Demokratie wird jetzt eine Klausel der Sklavenwilligkeit. Ein Bekenntnis zu den Segnungen des Schriftdeutsch. Ein leeres Zeremoniell.

Diese Defensivstellung hat den Demokraten entrechtet. Da er seit einem halben Jahrhundert nur gewöhnt ist, „sich zu behaupten“, das heißt: Besitzstände zu verteidigen, merkt er gar nicht, daß der Besitzstand inzwischen auf Null geschrumpft ist und nur noch die Pflicht bliebe, von vorn anzufangen, also: die Freiheit als Ganzes neu zu fordern.

Er merkt es nicht. In tiefster Nacht des Krieges und im Kerker unsres militarisierten Daseins zuckte einmal ein scherz-

hafter Piepston aus einer Demonstrantenkehle: „Ein bißchen Freiheit täte gut.“ Ein bißchen — hier machte sich der Ernst aus sich einen Spaß. Sie wollen alle wirklich nur ein bißchen, zuviel wäre staatsunterwühlend, chaotisch, ungesund. Da geht die Phantasie nicht mehr mit, die ja nicht mehr durch Bedürfnisse gespeist wird, sondern von holdseligen, akademischen Erinnerungen zehrt. Oder in anderer Formulierung: wenn der Nationalist für den Kerker ist und der Sozialist für die Freiheit, so ist der Demokrat (im Sinne des Börne-Ausspruchs) für „die Erlaubnis, außerhalb der Ringwälle zu spazieren, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort erteilt.“

Ginge es darum, für jede Partei eine volkstümliche Bezeichnung ausfindig zu machen, so müßte man die Demokraten die „Partei der aufgeklärten Väter“ nennen. Väter haben für Freiheitsdinge eine halbierte Phantasie: sie sehen gleichsam mit dem einen Auge das Mädchen, das selber ihren Appetit reizt oder den Knaben, der zum Dummkopf verprügelt wurde, mit dem andern aber die eigne Tochter, der sich jemand ungeziemend nähert oder den Sohn, der nach dem verbotenen Buch tappt. Darum sind sie für die Strenge des Gesetzes, aber für dessen individuell mildere Auslegung in der Praxis. Sie sind mit andern Worten (wenn sie allerhand Sentimentalisches mit dem Bücherschrank oder dem Drang der eignen Jugend verknüpft), ob Fürstenabfindung, Schmutz und Schund, Todesstrafe, Pazifismus oder Hochverrat für den fünfzigprozentigen Ausgleich. Diese Halbheit, wobei die Milde der Strenge, die Gerechtigkeit dem Unrecht, die Gesinnung dem Zwang, das Verwahrungswort der schlimmen Tat immer hübsch nachtrabt, dünkt die Demokraten eine Gewähr der Ordnung und des Bestandes. Da läßt sich goethisch rundschaun, kantisch gut sein und bismarckisch stahlklirren. Und es entspricht auch der Lavierstellung zwischen den beiden Ängsten, die ihr Bewußtsein erfüllen: der Angst vor dem Pogrom und der Angst vor der Vermögenskonfiskation. Nummer eins macht sie freigesinnt, Nummer zwei jedenfalls willfährig, autoritätsfreundlich, gewissenvoll.

Daher atmet ihr Geist nur im Konjunktiv; und ihre Aussage im Konzessivum („wiewohl“, „obzwar“, „wengleich“, „mag immerhin“). Daher aber stammt auch ihre Vorliebe für die vier Worte, die ich früher von den Wänden ihres Saals ablas und in denen ihre ganze Welt, irrealer Welt gefangen scheint. Ich will sie in bunter Folge durchnehmen:

„Würde“ — oder: der Wert als Tracht. (Man muß schon sehr tot sein, um sich so zu kostümieren.) Würde rechtfertigt die Feigheit der Sprache. Sie verhindert alle lebensgefährliche Erkenntnis. Sie leistet angenehmerweise jenen Metaphern Vorschub, durch die die Wahrheit unschädlich gemacht wird. Sie macht aus der Frage „Tot oder lebendig?“ einen akademischen Traktat. Sie wirft nackten Tatsachen eine Pelerrine über den Leib, wodurch sie soviel an Tatsächlichkeit verlieren, wie sie an Diskutierbarkeit gewinnen. Sie hätte etwa den Ritter Gottfried mit der eisernen Hand, im Augenblick, da

er sich anschickt, dem kaiserlichen Hauptmann das Zitat ausrichten zu lassen, beschwörend am Arm gefaßt: „Psst — sowas kann man auch in der Form sagen, daß der Kaiser von der mißlichen Lage im Ritterstand unterrichtet wird, ohne daß es als Symptom der Zeitverderbnis an die Nachwelt kommt!“

„Takt.“ Dient den gleichen Zwecken. Entstammt ebenso der Etikette, nicht der politischen Wirklichkeit. Der Demokrat, Galaportier vor dem Haus der Freiheit — vor dem er ursprünglich darauf achtete, daß keiner hineindringe, während er jetzt darauf sieht, daß keiner herauskommt — ist zugleich in deren Gefängnissen der Zeremonienmeister. Also Takt. Mit solchen huschenden, gravitätischen Begriffen verhütet man den Ansturm des Wahren. Hat nicht unlängst erst ein sehr geschätzter Demokratenführer, als die verleumderische Nationalistenhetze auf den Pazifisten Basch losprasselte, von diesem gesagt: ja, man müsse allerdings zugeben, der Professor Basch sei nicht die geeignete Persönlichkeit für Völkerverständigung, denn „er entbehrt des Taktes“... Takt — was ist das? Offenbar: einem Gegner so zu Leib zu rücken, daß er es nicht zu spüren braucht.

„Sachlichkeit.“ Hoppla, das wird vermutlich meine eigne Schlinge. Was hier steht, von Zeile 1 bis x, ist unsachlich. Sachlichkeit nämlich bedeutet: sich auf den Köder der Sache locken zu lassen, welche der andre sieht. Etwas mit allen Defekten, Bösarbeiten, Borniertheiten, Unmöglichkeiten als das Konkrete und Wesentliche anzusehen, weil es nun einmal das Gegebene ist. Sachlichkeit ist also der akzeptierte Horizont, die akzeptierte Terminologie des Gegners. Schimpfen, sagt man, ist unsachlich, selbst wenn der bloße Hall davon einen ganzen Begriffshaufen widerlegt. Kurz gesagt: Sachlichkeit; das ist der Ordnungsruf vom Sinn einer Sache weg zu ihrer Materie. Oh, in dieser Luft von Sachlichkeit fühlt sich der Demokrat pudelwohl. Da ist die Welt mit lauter Gesetzen, Paragraphen, Entwürfen vernagelt und kann nicht aus dem Leim gehen. Da hat man Boden, auch wenn man keinen Grund hat. Und es gibt kein Entrinnen mehr aus ihrem gläsernen Gehäuse in die weite, freie Wirklichkeit...

Und nun die „Verantwortung.“ Das große General- und Universalwort. Es sollte ein Mittel geübt werden, seine fahrlässige Anwendung zu bestrafen: dadurch nämlich, daß man ein wirkliches Unterpfand dafür nimmt und so seinen Sinn einfordert. Sagt zum Beispiel ein Oberstaatsanwalt, der einen Mann wegen Mordes köpfen läßt: „Ich nehme dafür die Verantwortung auf mich,“ die praktische Lesart müßte sein: „Ich lasse mich, wenn er unschuldig ist, selber köpfen“ — und dann: hin zum Schafott! Ruft ein Parteiführer: „Wir tragen für die Folge dieses Gesetzes die Verantwortung!“ — auf eine Proskriptionsliste mit ihm, für den Fall, daß das Gesetz schlecht war! Sonst ist alles nur hochtönendes Gerede. Der Verantwortungsflex leistet seine Haftung ja in der Regel einer Instanz, vor der er nie persönlich zu erscheinen braucht: der Nachwelt. Er will sagen: Ich kann mit meinem Blut, meinen Ner-

ven, meinem Verstand, meinen Ängsten nicht verantworten, daß dies oder jenes Neue geschieht und sagt statt dessen: Ich verantworte, daß es nicht geschieht. Weil er zu phantasielos ist, sich den nächsten Tag vorzustellen, verantwortet er die Beibehaltung des gestrigen. Er begreift nicht, daß nur der Mut und nicht die Feigheit das Recht hat, etwas zu verantworten. Doch hat er sich dafür den sittlichen Reim gemacht: Auch im Nichtwollen liegt Mut! Auf den Demokraten übertragen: er deckt seinen lahmen Anteil an der Menschenfreiheit durch die Staatsverantwortung. Hat er einmal aus Verantwortung Freiheiten erweitert? Nein, aber um sie einzuengen, springt ihm gleich dieses undefinierbare, hohllallende Wort bei. Einer ihrer Besten, der verdienstvolle Minister Becker, hat kürzlich sogar auf einer Tagung der Pressa entdeckt, daß die Freiheit der Feuilletonisten eingeschränkt werden müsse: ja, im Feuilletonteil der Blätter herrsche nämlich „unbeschränkter Individualismus“, eine „Atomisierung“ sozusagen — das schmeckt, was? da wischt sich der geistige Bürger nur so den Mund ab?! — und dieser Zersplitterung des Gemeinwillens könne nur gesteuert werden — wodurch? Stimmt: durch „kollektive Verantwortlichkeit“. Da die Verantwortung aber die böse Eigenschaft hat, entweder von selber empfunden zu werden oder überhaupt nicht, was soll mit den Feuilletonisten geschehen? Sie müssen künftig vom Staat zur gütigen Unterlassung allzu individueller Ausbrüche und Gedankengänge verhalten werden. Sagt — der Demokrat. Daß der Sinn des Feuilletonteils, sofern er überhaupt Sinn hat, nur in der Anarchie liegt, die innerhalb seiner Grenzen im Gegensatz zum Oberrn-Strich-Rayon herrscht, daß im Wettbewerb der Feuilletonisten derjenige der beste ist, der die eigenste und freieste, sagen wir ruhig: verantwortungsloseste Welt denkt, das kommt ihm nicht bei. Also Ihr Kerrs und Polgars: Aufgepaßt! Man wird Euch das Atomisieren schon abgewöhnen. Eure Einfälle werden demnächst, damit sie nicht etwa den zersetzenden Tendenzen des Anarchismus und Bolschewismus in die Hand spielen, von einer demokratischen Staatspolizei eskortiert, den zugewiesenen Weg gehen!

Die Demokraten wundern sich.

Ich aber, ihr Verhältnis zu Unbill und Freiheit des deutschen Menschen betrachtend, sehe sie im Geist mit den andern Fraktionen ins Land Jesu Christi versetzt, als Zeitgenossen der Kreuzigung. Große Abstimmung: die Völkischen verlangen Christi Tod; die Kommunisten den Tod aller andern. Er aber, der Demokrat, erhebt sich von seinem Sitz mit den Worten:

„Wir möchten von dieser Stelle aus die Besorgnisse nicht verhehlen, welche diese Maßregel geeignet ist, grade in bezug auf die Achtung des Menschenlebens in freidenkenden Gemütern auszulösen, wengleich nach der andern Seite hin gewiß nicht geleugnet werden darf, daß Vorkommnisse gleich den zuletzt miterlebten wohl imstande sein könnten, das Ansehen eines volksbewußten, ordnungswilligen Palästina in den Augen der Umwelt herabzusetzen.“